

Der christliche Epimetheus

Zum hundertsten Geburtstag von Konrad Weiß

Von Curt Hohoff

Der Dichter Konrad Weiß gehört, wie seine Landsleute Friedrich Hölderlin und Eduard Mörike, zu den gelegentlich, dann aber um so wirksamer auftauchenden Autoren unserer Literatur, von denen man sagen kann, daß sie kein Publikum, stets aber Leser gefunden haben. Als im Jahre 1948 eine Gesamtausgabe zu erscheinen begann, die nicht vollendet wurde und nur die dichterischen Arbeiten und das Reisebuch »Deutschlands Morgenspiegel« umfaßte, schien die Stunde einer Breitenwirkung gekommen zu sein. Daß diese dann doch nicht eintrat, hing nicht nur mit dem vielleicht »restaurativen« Trend der Zeit zusammen, sondern mit einer gewissen Dunkelheit und Esoterik von Weiß' Sprache und seines Denkens. Das ist erstaunlich für einen Journalisten: Von 1905 bis 1920 saß Weiß in der Schriftleitung des Münchner »Hochland«. Dann trat er in die Feuilletonredaktion der »Münchner Neuesten Nachrichten« über und schrieb über Kunstausstellungen in München, über Maler (z. B. Erbslöh, Caspar), Aufsätze, Nachrufe, etwa auf Max Ettliger, und viele Reisebeschreibungen: Die Masse der in »Deutschlands Morgenspiegel« vereinigten Berichte sind in den dreißiger Jahren als Feuilletons erschienen. Einer Schätzung im Kreis der Kollegen, aber auch bei berühmten Autoren wie Carl Schmitt, Rudolf Borchardt und Reinhold Schneider, stand die Verständnislosigkeit genau so vieler Kollegen und nicht minder berühmter Dichter, wie etwa R. A. Schröder, gegenüber. Aus der Hochlandredaktion trat er aus, weil Karl Muth seine Gedichte, die in ersten deutschen Verlagen erschienen, schroff ablehnte. Der Herausgeber des »Hochland« hatte für den Dichter kein Organ; es reichte nur zu »Belletristik«.

Weiß ist am 1. Mai 1880 in Rauhenbretzingen bei Schwäbisch-Hall als Sohn kinderreicher Bauersleute geboren. Er sollte, wie damals üblich in diesen Kreisen, Theologie studieren: Nur dann war auf Beihilfen, Stipendien und Freitische zu rechnen. Beim Studium in Tübingen schloß er Freundschaft mit zwei Seminaristen, denen er in München wieder begegnen sollte, Max Caspar und Erwin Haas. Im Gegensatz zu ihm führten sie das theologische Studium zu Ende und wurden zu Priestern geweiht. Max Caspar wurde freigestellt für Kepler-Forschungen und P. Erwin Haas (OFM Cap) wurde Guardian und Exerzitienmeister am Kapuzinerkloster St. Anton in München. Er muß ein charismatischer Priester gewesen sein. Die Freundschaft hielt bis zum Tode; P. Erwin hat Weiß die Sterbesakramente gereicht. Beide Freunde hat Weiß geduzt, während er Karl Caspar, den er durch Max in München kennengelernt hat, nie geduzt hat, obwohl Karl Caspar fast alle Bücher von Weiß illustriert hat. Ein dritter geistlicher Freund aus der Frühzeit war Peter Dörfler, der Volksschriftsteller, zwei Jahre älter als Weiß und ein stiller Helfer in schwierigen Lagen in München.

Als Weiß zu studieren begann, herrschte in Tübingen bei der theologischen Fakultät eine Atmosphäre der Unsicherheit. Sie führte zum Streit um den Modernismus.

Das mag einer der Gründe gewesen sein, weshalb Weiß »kippte« und zur Kunstgeschichte und Germanistik übergang. Der innere Grund lag wohl in pastoraltheologischen Bedenken: Der Priester mußte als Beichtvater, entsprechend den damals rigorosen Vorschriften, dem Beichtkind Vorschläge und Vorschriften zur Lebensführung machen, und dazu fühlte Weiß sich nicht befugt. Im siebten Semester gab er die Theologie auf und wandte sich zur deutschen Philologie, vor allem des Mittelalters, Minnesang und Wolfram von Eschenbach. Für eine Dissertation über Lessing leistete er Vorarbeiten und ging im achten Semester nach München, wo er Kontakte zu Muth aufnahm, dann nach Freiburg i. Br., wo er am »Freiburger Boten« volontierte. Nach zehn Semestern verließ Weiß die Universität ohne Examen. Am 1. April 1905 trat er als Redaktionshilfe seine Stellung beim »Hochland« in München an. 1906 lernte er Christoph Flaskamp kennen, einen gewandten Literaten, der sein Freund wurde und Beziehungen Weiß' zu anderen Redaktionen vermittelte. 1908 wurde Weiß Mitglied der Hochlandredaktion. Im Laufe von anderthalb Jahrzehnten schrieb er weit über hundert größere und kleinere Beiträge über Kunst, Literatur und Ausstellungen – aber keine Gedichte. Aus Aufsätzen entstand 1919 die tief sinnige Meditation »Zum geschichtlichen Gethsemane«: Weiß' erster Angriff auf den Optimismus der Bourgeoisie und der Hinweis auf den fleischgewordenen Logos, der Blut schwitzt und am Kreuz stirbt: »Lücke« und »Mangel« sind die Stigmata eines Mysteriums, das nicht wegzurenden ist.

Im Mai–Juni 1913 bereiste Weiß Italien bis Rom. Er entdeckte die Spannung von heidnischer und christlicher Kunst und fragte: »Wie ist christliche Lebensform möglich?« Im Krieg wurde Weiß von Muth erfolgreich vom Militär für das »Hochland« reklamiert. 1917 heiratete er Maria Reichl, die Tochter seiner Hauswirtin, vier Jahre älter als er, ausgebildete Sängerin, Münchnerin aus Regensburger Familie. Die Ehe war sehr glücklich, aber kinderlos. Er, ein Goliath mit hoher, etwas nuschelnder Stimme, bewunderte die Konzertstimme seiner Frau. Sie bezogen eine bescheidene Mietwohnung an der Mozartstraße 3, dritter Stock. An der Tür befanden sich zwei Visitenkarten mit »Konrad Weiß, Schriftsteller« und »Maria Weiß, Sängerin«. Die armseligen Einkünfte verbesserte Frau Weiß durch Klavierstunden. In dieser Wohnung ist Weiß gestorben. Als sie 1943 ausgebombt wurde, ging Frau Weiß mit den Resten des Nachlasses nach Siedlingshausen in Westfalen, wo sie 1957 gestorben ist. Das Ehepaar lebte bescheiden. Weiß' höchstes Gehalt betrug im Jahre 1938, bei der Zeitung, dreihundertachtzig Mark. Er aß gut und gern, vor allem schwäbische Gerichte, trank mäßig Wein, rauchte gelegentlich Zigarren. Mit dem großen Körper, fast zwei Meter, hing wohl ein Herzleiden zusammen. Überaus lästig wurde in den letzten Jahren eine Entzündung der Iris; das eine Auge wurde blind, das andere schwer geschädigt. Noch vor dem sechzigsten Geburtstag ist Weiß am 4. Januar 1940, nach kurzer heftiger Krankheit, an seinem Herzleiden gestorben, erschreckt und betrübt durch den ausgebrochenen Krieg. Schon 1921 hatte er prophetisch geschrieben:

Denn wahrlich sohnleich muß in Mutterwehen
am Leib des Wortes dies Geschlecht vergehen,
ihr aber wachet und habt acht auf euch!

Weiß war eine grüblerische, suchende, bohrende Natur, aber nicht unzufrieden und nicht unfroh. Er konnte lachen, und ruhte zu fest in sich selbst, als daß er die Lust

am Leben, an der Natur und an Freunden verloren hätte. Er liebte Geselligkeit und Gespräch, war aufgeschlossen für alles Neue in Kunst und Literatur. Das beweisen die Beiträge für das »Hochland«, die »Schildgenossen«, die »Europäische Revue« und die »Münchner Neuesten Nachrichten«. Die Verbindung zu diesem Blatt stellte Carl Schmitt her, und der Herausgeber Paul Nikolaus Cossmann hielt Weiß gegen manche Widerstände der Redaktion. Auch Rudolf Borchardt, der wortgewaltige, ihm in mancher Hinsicht verwandte Geist, verteidigte ihn; 1926 exemplifizierte er seine bissige These »Über das Recht des Dichters, verkannt zu bleiben« in der »Neuen Zürcher Zeitung« am Beispiel von Konrad Weiß als einem »Dichter, dunkel aus Demut, undurchdringlich aus echter Bescheidenheit«, und stellte ihn neben Francis Thompson.

Unter dem Titel »Der stumme Geist des Dichters« schrieb Weiß über Adalbert Stifter: »Die Sprache, die sich aus einer dunklen Unsagbarkeit losgerungen hat, um mit den Menschen geschichtlich zu werden, und innerhalb ihrer Gemeinschaften die Bewegungen und Spannungen im worthaftern Ereignis anzuzeigen, diese wirkliche Sprache behält eine Art Stummheit, einen stummen Geist, der nicht sparsam aus Mangel, sondern aus Fülle, nicht beredt vor sich, sondern wie schweigsam mit den Dingen über der sozialen Verwahrlosung waltet. Diese Sprache kann nicht zum reinen Mitteilungsmittel herabgewürdigt werden. Sie muß ein infandum in sich weitertragen, das ein Dunkel sein kann, eine dunkle Klarheit . . .« Die Weißschen Sätze, wie lateinische Perioden gebaut, genährt von griechisch beweglicher Syntax und Gesprächsspielen mit Echos und Metaphern – diese Sätze mußten in Gedicht und Erzählung Geister wie Hofmannsthal, Borchardt, Robert Grosche, Franz Blei, Paul Adams, später Günther Müller und Josef Pieper in Münster, Manfred Schröter, Hans Carossa, Josef Bernhart, und Josef Hofmiller in München faszinieren. Dazu kamen Gelehrte wie Josef Dünninger und Friedrich Knorr, welche das Mittelalter kannten, und Hans Dennhöfer vom »Verein für christliche Kunst«. Gegen den Hochlandkreis und Theodor Haecker, den er mehrfach besprach, hatte Weiß Vorbehalte. Haeckers rechthaberische Pathetik mißfiel ihm ebenso wie Romano Guardinis Suada. In R. A. Schröders Übertragung lernte er Guido Gezelles den seinen verwandte Liederkünste kennen.

Doch schon die Kollegen von der Zeitung respektierten ihn mehr, als sie ihn verstanden. Es waren Arthur Hübscher, Tim Klein, Alexander Heilmeyer, Walther Behrend, Joseph Magnus Wehner, Eugen Roth und Oskar von Pander, dem er am Schreibtisch gegenüber saß. Zu den Münchner Freunden gehörten, neben dem Malerehepaar Caspar-Filser, der Bildhauer Karl Knappe und der Wölfflinschüler Alois Eisen. Manche von Weiß' Auslassungen über bildende Kunst lesen sich wie Kontrafakturen zu Wölfflins »Italien und das deutsche Formgefühl«. Stärker, auch im Widerspruch, regte ihn Max Dvorak in Wien an. Der glühendste Verehrer in München war Veit Roßkopf, *horribile dictu* ein »Blutordensträger« der NSDAP und Redakteur am Sender München. Ihm hat Weiß die Aufführung des »Kaiserlichen Liebesgespräch« am Ostermontag 1934 mit Musik von Werner Egk zu danken. Die Sendung kostete Roßkopf die Stellung, er wurde nach Leipzig versetzt, wo er im Jahre 1936 die »König Heinrich-Ballade mit den deutschen Vorstimmen« zu Gehör brachte. Roßkopfs Treue zu Weiß war riskant genug. Auch »Das Innere Reich« bekam Schwierigkeiten, weil es im Juni 1934 »Das kaiserliche Liebesgespräch« druckte.

Ob Weiß den bayerischen Ministerpräsidenten Heinrich Held persönlich gekannt hat, ist nicht festzustellen. Weiß stand politisch der Bayerischen Volkspartei nahe und

hat Held zum 60. Geburtstag ein Gedicht gewidmet. Verehrer und Bewunderer der Weißschen Dichtungen waren Josef Nadler, Elsa Bruckmann, Roman Woerner, der Romanist, Anton und Maria Kippenberg vom Insel-Verlag, der Architekt Rudolf Schwarz und der Philosoph Hans Georg Gadamer. Alle haben über ihn geschrieben. In den »Schildgenossen« erschienen Rudolf Schwarz' und Hans Denkhöfers Nachrufe auf Konrad Weiß.

Die Frau seines Freundes und Illustrators Carl Caspar, Maria, geborene Filser, die große Malerin, stellte die Verbindung zu dem neben Hegner und Kösel wichtigsten katholischen Verlag in Süddeutschland her, zu Benno Filser in Augsburg. Bei Filser erschienen nicht nur »Das gegenwärtige Problem der Gotik« (1927), die Prosadichtungen »Die Löwin« (1928), »Tantalus« und die Gedichte »Das Herz des Wortes« (beide 1929), sondern eine von Weiß betreute Reihe von Künstlermonographien, aus seiner Feder die über Carl Caspar. – Ob Alfred Kubin und Hans Carossa Weiß persönlich kannten, ist nicht mehr festzustellen; Carossa gab seiner Tochter Eva die »Kleine Schöpfung« und war enttäuscht, daß sie nichts damit anfangen konnte. Nach Weiß' Tod drückte er seine Trauer brieflich aus.

So stand Weiß, der Einzelgänger, durchaus nicht am Rand der literarischen Szene Münchens. Wenn man Siedlingshausen in Westfalen hinzunimmt, weitet sich das Spektrum um überraschende Farben, die mit seiner Strahlung zusammenhängen. Doch erst soll versucht werden, das historisch-politische Bild zu klären. Von ihm führt ein Weg zur Lyrik. Schon in der ersten theoretischen Schrift, »Zum geschichtlichen Gethsemane« (1919), hat Weiß versucht, hinter und unter der »Fraktur« der geschichtlichen Ereignisse den nicht gebrochenen Sinn der Ereignisse zu erfassen. Das Wortbild »geschichtliches Gethsemane« taucht an mehreren Stellen auf; es geht auf eine Prägung des Malers Vincent van Gogh zurück. Das Wort Gethsemane hat für den Christen die Bedeutung des Ortes, wo das Leiden Christi begann, und »Leiden« ist der Sinn der Kriege, des Kampfes und der Hingabe des Blutes. Indem das Wort, der Logos selbst, im Fleische leiden mußte, erfüllte er eine dem »reinen Vertrauen« des Glaubens zugängliche Bedingung des Seins; sie entzieht sich der geschichtslosen Vernünftigkeit.

Weiß ist kein Theologe. Im Hintergrund seiner Überlegungen stand das Reich als politische Form des deutschen Volkes; die Kunst der Architektur der Romanik, nicht der Gotik, ist der stärkste Ausdruck deutschen Wesens. Weiß sagt: »Daß gerade der Deutsche in seiner Kunst so selten mehr sein will als bloßer Empfinder. Und daß gerade die konservative Gesinnung sich damit so oft am verantwortungslosesten beruhigen zu dürfen glaubt! Wir müssen unsere Weltspanne über das engere Deutschtum hinauslegen. Das deutsche Wesen will wieder der Pfeiler im Abendland werden, der mit dem anderen Pfeiler im Morgenlande die geschichtliche Spannung der Welt trägt und die Höhe der christlichen Kuppeln in seiner Stärke vorbildet.«

An der vergangenen Form muß das Künftige abgelesen und gemessen werden. – Man bemerkt, wie tastend die Sprache ist, und wie sie der Aufbruchstimmung des Expressionismus entsprach.

Van Goghs Rückgriff auf die Natur, die Wirklichkeit – im Gegensatz zur »Kunst« und zur (akademischen) Form – ist bezeichnend. Er war das Modell der künstlerischen Besinnung auf die Kreatur, die Armut, den Mangel, die »Gefallenen« unter den Mädchen und Frauen. Van Gogh begeisterte sich wie Konrad Weiß für Fritz Reuters

»Ut mine Festungstid«: In der Festungshaft des Menschen sah van Gogh eine Metapher der Kreatur, auch im Londoner Tower, in den Synagogen der Juden und in den Krankenhäusern mit »Bänken voll Patienten«: Der Mensch ist Patient, ein Leidender. Die Charité und das Asylhaus sind Metaphern menschlichen Leidens – wir finden sie bei Gottfried Benn und Maxim Gorki wieder, ebenso im »Bettler« von R. J. Sorge und bei den Proletariern in G. Hauptmanns frühen Stücken. Bei Weiß sind sie keine sozialen und soziologischen Modelle, sondern Zeugen einer »Fraktur« der von Gott geschaffenen Kreatur. Das war und ist immer so und keineswegs Produkt eines historischen Augenblicks, denn:

Täglich, spricht der alte Hahn,
fängt ein neues Tagwerk an,
seit die Welt von Gott, mein Christ,
kikriki erschaffen ist.

Im Jahre 1932 hatte sich die Lage in Deutschland auf paradoxe Weise zugespitzt. Sie wird im »Christlichen Epimetheus« reflektiert. Epimetheus, der jüngere Bruder Prometheus', besinnt sich stets zu spät auf das, was zu tun gewesen wäre. Am 11. April 1932 erhielt Hindenburg für die Wahl zum Reichspräsidenten mehr als 19 Millionen Stimmen. Hitler, sein Gegner, hatte zwei Millionen Stimmen hinzugewonnen. Hitler hatte am 13. Januar 1932 die parlamentarische Neuwahl des Reichspräsidenten abgelehnt und eine Wahl durch das Volk verlangt. Brüning hatte das Parlament durch Notverordnungen weitgehend entmachtet. Die Demokratie war in unvergleichlichen Nöten steril geworden. Für Weiß war das Volk die eigentliche Instanz, steht es doch als »Kreatur« unter dem »leer objektiven Menschheitsbegriff« und über dem Parlament der Parteifunktionäre. Die beste Proportion einer Volkspartei sah Weiß im Zentrum. Es hatte sich, nach kämpferischen Anfängen, auf den Boden des Staates von Weimar gestellt und empfing seine Kraft aus dem religiös verwurzelten Bauern- und Bürgertum katholisch geprägter Landschaften, war »aber sonst kulturell nicht proportional zum Volksganzen erkräftet«.

In der Lage von 1931–1932 stellten sich die Volkskräfte zu einer neuen Disposition, allerdings in einer »gefährvollen Angulation«. Weiß reflektiert das Verhalten der deutschen Katholiken: Der Katholik nehme gern einen Mittelweg zwischen »säkularer Substanz« und »beherzter Praktik«. Heute habe sich eine naiv demokratische Menschlichkeit, unter Verzicht auf den Gedanken des Opfers und der Ehre, weitgehend durchgesetzt. Da seien die bequemen Berufungen auf abstrakte Gedanken, Fernstenliebe statt Nächstenliebe, eine schwammige Toleranz und die Neigung der Frommen, sich mit dem Jenseits und der Ewigkeit zu trösten. Damals schlug die politische Rechte, Hugenberg mit den Deutschnationalen und Maraun mit dem Jungdeutschen Orden, eine Volksfront für Hindenburg vor; sie besaß aber, wie Weiß sagt, »nicht genügend Substanz für einen höheren als den ethisch ärgermäßigen Standpunkt«. Sie habe den »Eifer der Rede« – die Pathetik der Straße und des Plakats. Aber auch der biologisch-rassenhaft argumentierende Volks- und Naturbegriff der Hitleraner hat lediglich eine »Vereinbarungswirkung« auf jene, die sowieso daran glauben, die Gleichgesinnten. Er sei philisterhaft und kleindeutsch, »redehaft und nicht worthaft«; er führe nicht zur Vereinigung, sondern zum Streit. Dieser Streit tobe in den Reden und in den »meist ethisch gespeisten Verhetzungen« über das Volksbegehren.

In diesem Zusammenhang fällt einer der Sätze Weiß' über seine Zielvorstellungen, freilich verklausuliert und ringend in den Wortbegriffen. Er sucht zu erklären, warum die Schärfe der Agitation die humanistischen Bildungskräfte kaltstellt: »Wenn die radikalistischen Gröblichkeiten abstoßen, so kann doch gerade die durch eine gewisse Wahrheitsnähe im Bildungssinne mehr zu einer Art von Disziplin ausgebildete mittlere Hetzrede umso weniger gewinnend sein. Wie viel ungezählte Kraft, die sich nie auf eine gezählte Berufung, auf einen graduierten Numerus des zeitorthaften Lebens, womit es in die geschichtliche Komparation eingeht, verdichtet, geht mit diesen Auseinandersetzungen, die keine Disposition, keine Verortung in der höheren Schweben haben, verloren und in die Leere, und wie weit ist das öffentliche Leben von den Dispositionen oder ihren Angulationen in einem theokratischen Sinne entfernt. Gerade durch den logisch immanenten Staatsbegriff der heutigen Demokratie muß dies noch besonders deutlich werden, weil die Freiheit in ihrer Nächsteit mit der bloßen Verstofflichung der Geschichte noch gemeiner wird.«

Die Sprache von Weiß enthält nicht nur eine fast scholastische Abstraktion, sondern das, was er mit einer dichterischen Metapher »Echo« nennt. Er hat Echogedichte geschrieben, wo die Bilder in lauter Echos spielen:

Laß die Seele lauschen,
sprach ich,
sah ich in dem Morgenwinde rauschen,
ja wie rauschen
Rosen, die sich zueinander neigten,
während sie sich zweigten,
welches ist die meine, sprach ich,
meine Rose?

Denn es war dort dunkel,
sah ich,
sprach ich, die ich mein begehre, funkel,
deutlich funkel,
doch die sich einander neigend scharten,
Adams Erde wahrten,
rauschen vor Bewegung sah ich
über Erde.

Das Echo hat für Weiß klanglich-bildliche Funktion, und das gilt – er kannte den Begriff noch nicht – »existentiell«: Das Echo ergibt sich aus und nach der Vernichtung der rufenden Stimme. Was wir als »Wirklichkeit« erleben, was wir als Geschichte oder Politik erfahren, aber auch die Natur, ist immer nur ein Echo des Eigentlichen. So wie die Zeit ein Echo ewiger Vor-Zeit ist, wie der Charakter des Menschen ein Echo seiner Bestimmung, seines Schicksals (die uns wesentlich unbekannt sind), so sind der Mensch und das Volk, als »Kreatur«, mehr und in einer tieferen Art und Weise als der Intellekt, mehr als ein Ergebnis jener abstrakten »Menschlichkeit«, nämlich das Echo einer reineren Regung, der »Glocke der Schöpfung«. Darum sagt Weiß

von jenem Element der Geschichte, das uns erst in zeitlichem Abstand deutlich wird: »So kommt auch von den größeren Dingen die echohafte Gewalt erst in der späteren Geschichte zurück und beginnt zu schallen, indem der Ton erst über einer Vernichtung die Bedeutung bestimmt, welche eine Zeitform in der unwillkürlichen Größe hatte. Also daß die ewige Stimme erst über der Vernichtung der Zeiten und über jeder anders hörbar wird, abgestimmt durch die Geschichte, wie durch eine in Schmerzen ewig werdende Mutter.«

Weiß beruft sich zur Deutung des Verständnisses auf Adalbert Stifters »Witiko« und Dante. Im »Witiko« trägt der christliche Sinn die Politik – während die gegenwärtige Auffassung von christlicher Politik und geschichtlicher Verantwortung nur schwache und phrasenhafte Formen besitzt, wenn etwa der frühere Reichskanzler Marx sagt, der Katholik müsse sich »dem Staat zur Verfügung stellen«, oder daß der Katholik den Staat gerade dann lieben müsse, wenn es ihm (dem Staat) schlecht gehe. Um so bedauerlicher sei es, daß der gegenwärtige Reichskanzler (Brünning) vor allem wirtschaftliche Probleme lösen müsse, obwohl er doch zu kühneren Lösungen berufen sei, als die Sorgen der »neutralen bürgerlichen Habensgesellschaft« zu beheben.

Weiß verfolgt von Tag zu Tag die Ereignisse des schicksalhaften Jahres 1932, die Briefe Brünnings, die Ultimaten Hitlers und die wechselnden Gruppierungen der »a.D.- Parteien«. Weiß bezeichnet die Aufgabe der Christen mit einem scholastischen Begriff, dem *Bonum commune*. Dieser spielte damals eine große Rolle, wenn man auch zugeben muß, und Weiß gibt es zu, daß er nicht mehr sei als die Leerformel einer Lücke, kein echter »angulativer« Punkt (um den sich alles drehen könnte), zumal die neue Weltanschauung, die in Geburtswehen liege, sich nicht auf ein *Bonum commune* einigen könne. Die Linien der Entwicklung liegen anderswo; einerseits bei den »Bildungsleuten des Humanismus«, der obsoleten Bürgerlichkeit, andererseits bei den Theorien der Völkischen und Nationalen. Gegen sie gibt es eine instinktive Empörung, »wenn sie die Kunst auf eine Zuchtgrundlage aus der Natur positivistisch legen und über die Resultate autoritär entscheiden wollen«. Mit Kommandostimmen sei die Kunst nicht zu erreichen. Auch die Freiheit der Wissenschaft soll nicht mehr gelten; die katholischen Stimmen empören sich dagegen. Sie müssen sich aber von Weiß vorhalten lassen, daß es die gleichen katholischen Stimmen sind, welche eine Generation früher die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft bekämpft haben. Weiß spielt auf sein Jugenderlebnis an; er hatte die Theologie aufgegeben, weil der Modernisten-ekid kam.

Weiß schließt, daß wir heute (1932) keine geschichtliche Mitte, keinen Plan, keinen »Kern«, sondern nur »Mangel« und »Lücke« haben: Weißsche Negativbegriffe, die in den Dramen und Gedichten vorkommen. Er erkennt es an den verklemmten Studenten und der Juvenalisierung des Männlichen (»und dies entspricht auch im Sinne der menschlichen Kosmetik der heutigen Demokratie, ihrer stets mitunterläufigen Abneigung gegen das wirklich Politische«). Zwischen Volk und Verwaltung, Volk und Gebildeten klappt ein Abgrund. Die Stände verfallen zu Klassen. Die Jugend flüchtet in die Radikalität. Wie anders zeigten doch Stifter im »Witiko« und Dante in seinen politischen Schriften den Ordo großer Herrschaftsformen – Papst, Kaiser und Volk –, wo die Politik aus dem Volk als Nährboden hervorging, bis sich der Stand der Ritter vom Volk absonderte und die Politik zur Standessache machte. Bei Dante und Stifter werden die Mängel der Politik »reguliert« durch die Kirche, Recht durch Gnade, Ge-

walt durch Barmherzigkeit. In einer Zeit wie der unsern muß die Kirche in einem leidenden (passiven) Zustand sein, wie es Dostojewski am russischen Beispiel zeigte. Keine bürgerliche Ethisierung der Politik, keine von Advokaten manipulierte Demokratie kann die »Figuration einer geschichtlichen Substanz« ausdeuten.

Weiß' Ausdrücke entziehen sich dem rationellen Schema und den sozial kaschierten Kampfbegriffen der Politik. Mit ihnen wäre sein politisches Denken schwerlich zu formulieren. Er sagt, Geschichte sei die Erblindungsform für das Unsichtbare. Ihr Sinn ist erst im nachhinein zu begreifen: Das ist die Position des christlichen Epimetheus. Die Geschichte ist so wenig logisch wie das *Mysterium iniquitatis* und die Sünde. Sie kann nicht aufgrund eines Plans reguliert oder rekonstruiert werden. Sie weiß deshalb nichts von immanenter Vollendung und klassischer Vollkommenheit. Bezeichnend ist die Mißdeutung des Christlichen in landläufigen Begriffen. Während der humanitäre Pazifismus sich auf alles bezieht, »was Menschenantlitz trägt«, operiert der christliche Pazifismus damit, daß der Mensch ein Kind des himmlischen Vaters ist. Beide Pazifismen gehen von der »Menschheit« aus und übersehen, daß die politische Wirkung sich auf Völker und Staaten bezieht oder von diesen ausgehen muß. Ähnliches gilt für Toleranz, ähnliches für die vagen Formen von Religion und Christentum, für Ethik und Recht: Allzugern bezieht man sich auf »objektive« Allgemeinheiten und verfehlt dadurch das, was Weiß die kreatürliche Disposition nennt. Der Katholik fühle sich durch das Bewußtsein, im Besitz der allgemeinen Wahrheit zu sein, allzu sicher; er vergißt, daß *allein die Kirche »katholisch«* ist. Der Katholik übersieht, wenn er sich »katholisch« nennt, unbewußt seine Beschränktheit und Begrenztheit. Die katholische Politik müsse sich von der »liberal-demokratischen Nutznießerschaft« lösen. Wie kann der christliche Glaube eine geschichtlich wirksame Kraft werden?

Der Konservatismus, der dem Christen von Haus aus liegt, ist eine durch den Liberalismus verdorbene »bürgerliche Angelegenheit« geworden; er arbeitet mit Volkstum, Schwärmerei für die schönere Vergangenheit und »pietistischen Zwangsgefühlen«, damit ist eine aufs Private reduzierte Religiosität gemeint. Auch der biologische Konservatismus, die Rassenlehre, steht außerhalb der Geschichte, die sich aufbaut »aus einer wie fehlenden göttlichen Mitte«; erst diese gibt die richtigen Proportionen. »Die deutsche Kreatur« ist mehr als Natur und mehr als das Produkt einer rassemäßig eklektischen Menschheit: Durch das Christentum ist gerade der Deutsche »von einer ersten Natur« abgeschnitten, gebrochen – aber er hat sie in seinem sekundären (dem christlichen) Zustand zu etwas stärkerem gemacht: Das ist der Sinn des »Reiches« bei Weiß. Es ist der Pfeiler Europas, der Gegenpfeiler Asiens. Abend- und Morgenland tragen die Kuppel der »Welt«.

Weiß' Vorstellung solch eines Reiches bestimmt seine Dichtung auch da, wo sie lyrisch ist. Die Angel, die Mitte der Welt, ist das Geheimnis der Erlösung. Sie geschieht in der Kirche und durch die Kirche. Die nach Christus selbst die Gebrochenheit (»Fraktur«) spiegelnde Person ist Maria – als *Immaculata*, *Mater dolorosa* und *Pieta*. Man könnte daraus eine Theologie konstruieren; aber das hat wenig Sinn, denn die Lyrik, die Erzählungen und Dramen sind dichterisch und politisch konzipiert, so wie bei Stifter und Dante. Weiß hat sich, im Zusammenhang mit dem Plan zu einem Theoderich-Drama, mit Boethius beschäftigt und dessen Gedichte aus der »Tröstung der Philosophie« übersetzt, gerade weil der Christ Boethius in seinen Gedichten jeden christlichen Gedanken wegläßt. Immer wieder hat sich Weiß mit antiken Leidensge-

stalten beschäftigt, mit Tantalus, dem von Hunden zerissenen Aktäon, der verführerischen Windsbraut Harpyie. Das mag bei einem katholischen Dichter auf den ersten Blick wundernehmen. Aber er hat ja auch, wie seine Zeitgenossen, Naturgedichte geschrieben auf Steine, Muscheln, Wasser, Sonne, Tagzeiten, Jahreszeiten, Pflanzen und Tiere, und zwar aus dem gleichen Grund, wie er über Politik und Geschichte schrieb. Dieser Grund ist nun freilich genuin christlich: Wie die Geschichte ist die Natur eine Kreatur, eine Fraktur, etwas Unvollendetes, das auf Befreiung und Erlösung hin angelegt ist. Darin ist Weiß ein Verwandter, teilweise direkter Nachfahre von Friedrich von Spee, Hölderlin, Brentano, Mörike und Gezelle.

Das Weißsche Naturgedicht ist fast immer Gelegenheitsgedicht; es entspringt einer konkreten Lage, wenn es dann auch rasch durchstößt zur Meditation. Der »Morgenleis« aus dem »Sinnreich der Erde« von 1939 setzt ein kleinbürgerliches Idyll voraus; es ist der Kanarienvogel der Frau Weiß, in dessen Gesang, mit den rollenden Echos der zweiten Strophe, das Geheimnis der Kunst (und Dichtung) sich für einen Augenblick offenbart:

Nach einer schlaflos langen Nacht
den Sinn dumpf, müd und überwacht
weckt quirlend eine Vogelstimme,
das klingt so rein im frühen Schein,
und über jedem dunklen Grimme
schläft Unrast ein und Eigenpein.

Da irgendwo, wo ich nicht weiß,
singt nun das Kehlchen wirbelleis
und steht auf seinen zarten Füßen,
es ringt sein Mund, ihm selbst nicht kund,
als müsse doppelt es begrüßen
zu dieser Stund den Erdenrund.

Mein Sinn und mein Gedankenspiel
sucht neu erquickt das alte Ziel:
so will ich meine Seele schreiben,
so rein und nicht verdroßner Pflicht,
daß nirgendwo die Füße bleiben,
daß mein Gesicht vergeht im Licht.

Hinter solch einem Gedicht stecken die Ideen vom Zauber einer Ur-Poesie, und natürlich auch die vitalistischen Vorstellungen vom Quirlen, Klingen, Schweben als einer Qualität des Lebens und die expressionistische Sehnsucht nach Traum und Elevation. Da ist aber ein Mehr, das bei keinem kosmologischen Dichter jener Zeit zu finden ist. Es verrät sich durch Wohllaut, Musikalität der Strophen, Stabreime und Assonanzen, wie es sie bei dem Engländer G. M. Hopkins gab, den

Weiß aber schwerlich gekannt hat. Die Naturgedichte reden nicht nur von »Natur«, sondern wirbeln Bildgedanken hoch:

Wie Sicheln wirbeln unnennbare Schnitte
jungfräulich um den Stern der Mitte.

So erreicht Weiß, durch Desorganisation der »Natur«, die Nachbarschaft der Transzendenz, vor allem mit dem Licht und dem Wasser im Sinne der Karsamstagsliturgie. Die Natur nimmt die Chance des in ihr angelegten Chaos zur Freiheit wahr, so wie der Mensch, kommunizierend im Doppelsinn des Wortes, in einer entsakralisierten Welt am Sakralen teilnimmt.

Kurz nach 1930 gewann Weiß die Freundschaft des Arztes Dr. Franz Schranz in Siedlingshausen im Sauerland. Schranz, ein Schwabe, Sohn eines Seilermeisters, hatte sich als Landarzt niedergelassen. In seinem Haus traf Weiß auf einen Kreis von Freunden, deren Übereinstimmung mehr im Rang der Persönlichkeiten als ihren Ansichten bestand. Berührungspunkte waren Literatur, Musik, Kirche und Politik. Die Gesellschaft war nur teilweise bodenständig. Aus unmittelbarer Nachbarschaft kamen Konrad Niermann und Eugen Senge-Platten, Bildhauer, mit einer halbbrussischen Geigerin verheiratet. Aus weiterer Nachbarschaft, Plettenberg, kam der Staatsrechtslehrer Carl Schmitt-Dorotić, zuerst in Berlin, seit 1932 in Köln lehrend, der Verfasser glänzend geschriebener Bücher über Diktatur, Staat, »politische Romantik« und Verfassung. Er wurde als juristischer Berater des Nationalsozialismus für einen Augenblick weltberühmt, dann und ebenso schnell fallengelassen und geschmäht. Weiß hat ihm mehrere Gedichte gewidmet, darunter »Justitia«, im Gedenken an Friedrich von Spee, den Verfasser der *Cautio criminalis* und Sänger der »Trutz-Nachtigall«. In Spee sah Weiß einen Befreier der Hexen und einen Dichter, der sich aus der Enge des barocken Schemas gelöst hatte. Deshalb spielt er auf Wolfram von Eschenbachs Eingangszeilen zum »Parzival« an:

Ist zwivel herzen nachgebur
das muoz der sele werden sur,

nicht zitierend, sondern den Ton variierend, in Umkehr des Motivs vom Zweifel zum Gesang der Nachtigall:

Da brach das Wort wie Herzgebur,
es löste seines Zwanges Gurt
und fand, Gespons der eignen Stimme,
im Widerhall Geschöpfe wie mit Seufzens Grimme,
die Schulterchen als kleinen Fittich schüttelnd,
»Trutz-Nachtigall« an allen Fasern rüttelnd,
Gesang, daß wie in Hitzen flog
die Liebe, alles zu sich fürder bog.

Weitere Gäste in Siedlingshausen: Der Verleger Friedrich Vorwerk, von der Hanseatischen Verlags-Anstalt, und sein Redakteur vom »Deutschen Volkstum«, Albrecht

Erich Günther. Sie haben den Philosophen Hugo Fischer aus Leipzig (Bücher über Hegel, Nietzsche, Marx und Lenin) bei Schranz eingeführt. Fischer, der »Magister« in Ernst Jüngers Büchern, Mitarbeiter an Niekischs »Widerstand«, machte Niekisch mit den Brüdern Jünger bekannt und brachte sie nach Siedlingshausen. Fischer mußte emigrieren. Ernst Jünger war nur einmal bei Schranz, während Friedrich Georg, der Dichter, mehrfach dort war und seiner Freundschaft in einem »Doktor Schranz in Siedlingshausen« gewidmeten Sonderdruck, Episteln in Hexametern, poetischen Ausdruck gab. Die Tätigkeit des Arztes, sein Haus, seine Bibliothek und die Konzerte werden besungen. Diese Konzerte gingen über den Rahmen häuslicher Vergnügung hinaus. Ihr Initiator war der in der Nähe wohnende Cellospieler Wilhelm Hinnenthal; er stellte die Verbindung her zu einem von der Familie Hoesch in Kabel bei Hagen geförderten Musikkreis. So kamen der Cellist August Winzinger, der Cembalospieler Fritz Neumeier und der Flötist Gustav Scheck nach Siedlingshausen. Durch Hugo Fischer wurde dessen junger Landsmann Johann Ludwig Döderlein aus Leipzig zum Musizieren an Frau Senge-Platten empfohlen und kam 1933 als Gast zu Dr. Schranz. Durch diesen kam er nach Gerleve, wo er konvertierte. In Siedlingshausen bei Schranz lernte er Konrad Weiß kennen und brachte ihn gesprächsweise auf die *Consolatio* des Boethius und besorgte ihm den lateinischen Text. Ende 1937 ging Döderlein, von Weiß beraten, nach München und gehörte während der letzten Jahren zu dessen regelmäßigem Umgang. Nach dem Tode des Dichters half er der Witwe bei den schwierigen Umzügen erst zu Caspars in Brannenburg, später nach Siedlingshausen¹.

Die Bibliothek des Arztes umfaßte Geistes- und Sprachwissenschaften neben Geschichte und Theologie, so daß die Freunde auch bei regnerischem Wetter, und wenn der Arzt seine Kranken besuchte, auf ihre Kosten kamen. Weiß war alles andere als ein Bücherwurm. Alle Bekannten rühmten seine Freude am Gespräch. Zu den Gästen gehörten der aus Tübingen von den Nazis verdrängte Paderborner Dompropst Paul Simon und der Historiker Albert Mirgeler aus Aachen. Aus Braunsberg im Ermland waren die Theologen Lortz, Eschweiler und Barion in den Westen gekommen, da ihr Bischof ihre »nationale« Einstellung mißbilligte. Karl Eschweilers Buch über »Die zwei Wege der neueren Theologie« (Georg Hermes und Matthias Joseph Scheeben), 1926 bei Filser erschienen, mußte ihn dem Kreis um Schranz vertrauenswürdig erscheinen lassen. Im Jahre 1934 erschien Joseph Piepers »Vom Sinn der Tapferkeit« bei Hegner. Es machte den Autor schlagartig bekannt – war doch »Tapferkeit« eine Vokabel, die das Dritte Reich am liebsten für sich allein beansprucht hätte. Sowohl die Brüder Jünger, Dr. Schranz und Konrad Weiß lasen das Büchlein, unabhängig voneinander, doch ähnlich bewegt. Schranz suchte Pieper in Münster auf und lud ihn ein, nach Siedlingshausen zu kommen.

Pieper ist Weiß nur einmal in Siedlingshausen begegnet, im Oktober 1938, und bekam einen unauslöschlichen Eindruck von ihm: »Das Werk von Konrad Weiß wurde im Hause Schranz ständig beredet und zitiert; es war ganz unmöglich, nichts von ihm zu wissen. Der Doktor hatte die Veröffentlichung des sibyllinischen . . . Traktats

¹ Döderlein danke ich viele Auskünfte über Weiß' Leben in den letzten Jahren, sein Wesen und Aussehen, seine Frau und den Freundeskreis. Frühere Auskünfte danke ich dem 1961 gestorbenen Paul Adams, der Friedhelm Kemp die Anregung zur Ausgabe der Werke, bei Kösel, gab. Für Einzelheiten danke ich Frau Dr. Veronica Runte, geb. Schranz, Frau Eva Kampmann-Carossa und Dr. Hans Denhöfer.

vom ›Christlichen Epimetheus‹ finanziert.« Damals las Weiß seine Übertragung der Gedichte des Boethius vor, die Peter Suhrkamp zwanzig Jahre später mit Piepers Nachwort herausbrachte. Um diese Zeit tauchte Carl Schmitt wieder bei Schranz auf. Er war enttäuscht vom Dritten Reich, fast ein Verfeimter. »Man kann wieder mit ihm reden«, sagte Schranz. Schmitt hatte sich längst vom illyrischen Idol seiner Jugend, Theodor Däubler, zu Konrad Weiß gewandt und für sich selbst das Prädikat eines christlichen Epimetheus in Anspruch genommen.

Die ersten Gedichte Weiß' scheinen nicht vor 1914 entstanden zu sein. Er hatte sich auf dem Weg über Theologie, Geschichte, Kunstgeschichte und Literaturgeschichte langsam zum Autor einer eigenen Sprache entwickelt. Zeitlich betrachtet schrieb Weiß zuerst, im »Hochland«, über Literatur und Kunst, dann folgten ein Jahrzehnt der Lyrik (Tantum dic verbo 1918, Die cumäische Sibylle 1921, Die kleine Schöpfung 1926) und die Erzählungen der »Löwin« 1928 und »Tantalus« 1929. Höhepunkt der politischen Überlegungen ist »Der christliche Epimetheus« von 1933. In »Das gegenwärtige Problem der Gotik« 1926 wurden die Betrachtungen »Zum geschichtlichen Gethsemane« von 1919 auf kunsthistorischer Ebene fortgesetzt. Die letzte Phase der Dichtungen sind die Dramen. Vor ihnen liegt der wuchtige Block der Reisebilder².

Weiß hatte früher mehrfach Italien und Süddeutschland bereist, meist im Auftrag der Zeitung zum Besuch von Kunst-Ausstellungen. Jetzt bot Schranz' Freundschaft ihm Gelegenheit, ganz Deutschland zu bereisen und die Bauten des Reiches, des hohen Mittelalters, der deutschen Frühe und ihre »Verwastheit«, ihre »Spuren« in der bürgerlich gewordenen späteren Zeit zu betrachten. Schranz fuhr in seinem großen Wagen mit Senge-Platten und Konrad Weiß. An der Ostpreußenfahrt nahm auch Niermann teil, an denen durch Sachsen Veit Roßkopf und durch Hessen und einen Teil Westfalens J. L. Döderlein. Diese Reisen nördlich des Limes waren für die süddeutschen Fahrtgenossen Reisen in ein »Neudeutschland«: »Hier wurde es allein die eigene spätere Geschichte, die den Boden fruchtbar und sinnreich gemacht hat.« Sie empfanden die Landschaften des Nordens und Ostens um so lockender, weil das Deutsche seine Prägkraft bewährt hatte, weil dieser Boden nicht, wie das Rheinland und der Süden, den Kelten und Römern zugänglich gewesen war. Weiß hatte früher, 1927–34, meistens im Auftrag der »Münchner Neuesten Nachrichten«, den Süden bereist und beschrieben. Diesen Reisen danken wir seine Blicke auf Bamberg, Blaubeuren, Landshut, München, Neresheim, Nürnberg, Passau, Würzburg, Vierzehnheiligen und vor allem Regensburg. Auch zweier italienischer Reisen wird gedacht; 1933 besuchte Weiß Urbino und Ravenna³.

Die erste Reise führte über Naumburg in das alte Westfalen mit Externsteinen, Münster, Corvey und Hildesheim. Dann kam die Harzreise mit Gernrode, Quedlin-

² Zum Weiß-Jubiläum findet in der Stadt Schwäbisch-Hall, in Verbindung mit dem Schiller-Nationalmuseum und dem Deutschen Literaturarchiv Marbach, eine Ausstellung statt. Dazu erscheint ein Katalog (Marbacher Magazin 15/1980) »Der Dichter Konrad Weiß, 1880–1940«, bearbeitet von Friedhelm Kemp und Karl Neuwirth. Ca. 80 Seiten mit zahlr. Abb. Dort werden angekündigt: »Kleine Prosa« für 1982 und eine Auswahl der Tagebücher und Briefe, für 1983, beide hrsg. von Neuwirth.

³ Den Band »Wanderer in den Zeiten, süddeutsche Reisebilder« gab Friedhelm Kemp 1958 auf der Grundlage der Feuilletons heraus (die Originale waren im Krieg verbrannt). Kemp ist der Weiß-Editor schlechthin. Ihm ist zu danken, daß die dichterischen Werke in der nicht vollendeten Gesamtausgabe bei Kösel zu haben sind.

burg, Halberstadt und Gandersheim. (Hier werden nur die wichtigsten Orte genannt.) Dann nahm man »die Richtung zur Ostsee«; über Braunschweig, Magdeburg ging es nach Mecklenburg und Pommern, nach Stralsund und Lübeck. Die sächsische Reise erfaßte Leipzig, das Erzgebirge mit Annaberg, Freiberg, Dresden und Meißen; sie endete mit Ausflügen in die Lausitz und an den Spreewald mit Kottbus. Jeweils wurden die gleichsam inkarnierten Geister der Landschaft in herrlichen Medaillons porträtiert: Nietzsche in Schulpforta, Annette von Droste bei Münster, Klopstock in Quedlinburg, die Dichterin Roswitha in Gandersheim, Mechthild in Magdeburg; bei Stralsund wird Ernst Moritz Arndts gedacht und in Leipzig des jungen Goethe. Oft aber und unerwartet spricht Weiß von Heinrich von Kleist, und wir wissen nun schon, was ihn rührte und bewegte: die »Gebrochenheit« auch der größten Natur unter den deutschen Dichtern. Ist doch Kleist ein Dichter der »Kreatur« und »Fraktur« schlechthin, mit Ausblicken in die Paradiese der Liebe und die Hölle des Ich.

Der zweite Band enthält die »Preußenfahrt«: Lehnin, Berlin, Chorin, von Stettin durch Hinterpommern bis Danzig, Ostpreußen und Masuren, Königsberg, die alte Hauptstadt, mit Blicken auf die Geisteswelt von Kant und Hamann, die im Schatten des ungeheuren gotischen Doms aufwuchsen, Kopernikus (in Frauenburg) und Heinrich von Plauen. Dann kommt die Reise nach Thüringen mit den schweren Namen von Merseburg, Lützen, Röcken und Weißenfels, wo Nietzsche und Novalis begraben liegen, »das Sinnbild der Wartburg«, Gelnhausen, im Hennebergischen, dann Erfurt und die großen Namen von Goethe und Meister Eckhart. Die nächste Reise erschloß dem Autor den ältesten »Logos der Rasse«, das karolingische Reich, Fulda und Hersfeld, Fritzlar, Limburg und Wildungen, von dort zur Stadt der Hl. Elisabeth, Marburg. Die letzte Fahrt beschreibt Werden und Essen, das Bergische Land, die Eifel, dann Aachen, die Kaiserpfalz, das Land am Niederrhein bis Xanten, das alte Niedersachsen mit Justus Möser in Osnabrück, Bremen und Dithmarschen, auf den Spuren von Mommsen, Hebbel und Theodor Storm, über die »zimbrische Halbinsel« in das Land Angeln, Schleswig und Haithabu.

»Deutschlands Morgenspiegel« ist kein Reisegeplauder, auch kein Feuilleton oder eine Kunstreise. All das wird überboten. Der Kunsthistoriker Weiß hatte seinen Dehio in der Tasche, er hatte Richard Hamann, Pinder, Dvorak und vor allem Wölfflin studiert. Vielleicht hat Wölfflin, der Nachfolger Jacob Burckhardts in Basel, der seit 1912 in München lehrte, Weiß provoziert. Im deutschen Norden und Osten suchte er das von der Renaissance unberührte deutsche Formgefühl. Deshalb wollte er mit den Freunden »durch deutsches Land zu den alten deutschen Dingen reisen . . . in der Ahnung, daß in unserem Wesen noch etwas anderes sei als bei den Schöpfungen der uns zunächst gültigen südlichen Welt«.

Da fallen dann merkwürdige Sätze: »Es ist das alte Wesen des Deutschen, in Taten den bloßen Gedanken vorauszukommen und also auch einen Geist zu formen, daß er durch Bestimmung bewegt ist, daß er wie eine Figur in der Zeit sichtbar wird, und daß er um so wesentlicher ist, je mehr er Schicksalszüge trägt. Ein innerer Sinn muß dabei leiten, und dieser gilt mehr als eine bloß in Vernunft zurechtgemachte Menschenrede.« Man merkt, daß Weiß Fremdwörter vermeidet, nicht aus Purismus, sondern aus Sorge, man könne ihn des Jargons der -ismen und der Fachsimpelei beschuldigen. Wenn er die Figuren des Naumburger Lettners beschreibt, »nimmt man hier Verrats- und Leidensbilder der Geschichte, als ob es Grundtexte wären, mit den Au-

gen auf . . . , als ob alles Gestalten zuerst ein Verletzen und dadurch erst zu einem Bewußtwerden bestimmt sei«. Wo wäre je in unserer Zeit der bittere dramatische Zug der Leidensgestalten so erfaßt wie hier: »Es ist jener Grad des Schmerzes aus der Seele, der wie ein bitteres Ergrimmen ist und sich doch wieder wie in einem Nachsinn verschweigt. Die Gestalten sind auch wie Blätter, die, während man ihre Zeichen liest, sich wie im Schmerz aufrollen.« Es ist wie später bei Grünewald. Weiß bemerkt gelegentlich, es sei kein Zufall, daß unser deutsches Mittelalter die stärksten Passionsbilder geschaffen habe. Das Naturgefühl, das Wachstumliche in der frühen Kunst, sowohl in der karolingischen und romanischen wie in der frühgotischen, ist zwar naturgemäß, zugleich aber, durch das Christliche, gebrochen in Richtung auf eine kreatürliche Wahrheit hin. Von Ekkehard und Uta in Naumburg, Idolen der damaligen Ideologie von einem »deutschen Menschen«, heißt es: »Diese Figuren sind nicht zuerst Menschen, sondern sofort Mann oder Frau, sie sind sofort über den allgemeinen Begriff des ›Menschen‹ hinweg im Vorgebot ihres bestimmten Kreatur- und Geschichtswesens. Später, zur Renaissance hin, hat sich dies eigentliche Gesetz des Mittelalters . . . in eine mehr bürgerliche Form verändert.«

Man kann den politischen Sinn dieser Deutung nicht überhören. Er richtete sich gegen die Kunstpolitik des Dritten Reiches. Bezeichnend ist, daß sich Weiß, als Karl Caspar ihm 1938 erzählte, Hitler habe die Bilder von Hans von Marées in der Münchner Neuen Staatsgalerie abzuhängen befohlen, entsetzlich aufregte. Wie sollte er, der süddeutsche Katholik, hier oben, im protestantisch gewordenen Norden, ohne die Spur eines konfessionellen Haders, und sich berufend auf Fontanes Wanderungen in der Mark Brandenburg, einen »sinnreich klaren Ort« mönchischer Ordnung in Kloster Chorin beschreiben, wenn die Haupttendenz der Machthaber das Christliche verleugnete und einen Künstler wie Marées aus philiströsem Rassismus als entartet erklärte? So stellt Weiß, am Frischen Haff, eine Betrachtung an, welche von Kopernikus und Kant eine Linie zum Ordensland zieht, das »in reinster Entschlossenheit zur Geschichte entstanden ist«, und daß hier »der Versuch der reinsten Weltansicht sein Wort erhob. Es wurde ein geistiges Weltsystem versucht, wie ja auch Kant in seiner Denkarbeit mit der Theorie des Himmels- und Sonnensystems begann . . . Der Weg von Kant zu Kopernikus ist eine Spanne von dem moralischen Gesetz in der menschlichen Brust, das dem späteren Bedürfnis einer bildlosen Formel entspricht, zu dem Gesetz des bestirnten Himmels.«

In Ostpreußen stand Weiß, ebenso wie in Jütland, an den Grenzen des Deutschtums; er spiegelt das Grenzempfinden historisch in der Geschichte des nie verwirklichten nordischen Patriarchats Bremen. Der Geograph Adam von Bremen ist eine der großen Sinnfiguren; seine Kirchengeschichte ist Erzbischof Liemar gewidmet, der ein Begleiter König Heinrichs IV. war, der nach Canossa ging. Das Bremer Patriarchat in einer Rolle wie Aquileja oder Venedig – das war auf einem durch die antike Klassik nicht vorbereiteten Boden unmöglich.

Weiß wußte, daß die Schwerpunkte der germanischen Reiche nicht im Norden, sondern im Süden lagen. Die Völkerwanderung, die größte wenn auch »blinde« Tat dieser Völker, hatte sie schicksalhaft nach Italien, Spanien und Afrika geführt: »Ravenna hat heute eine rein geschichtshafte Stille und ist doch gegenwärtig wie der nie verblichene Tag einer alten großen Erzählung.« Die Menschheit der Antike und die neue germanische haben sich im Kampf erkannt und Formen und Sinnbilder gefun-

den, die, »fern vom blassen vernünftigen« Heute, einen neuen Plan von geschichtlicher Bestimmung anstreben: »Der neue christliche Tag hat eine herrlichere innere Ausrüstung als das alte vernünftige Licht der Menschen.« Die Bestimmung des Reiches ist dieser »neue christliche Tag«. Die Aufgabe Deutschlands ist es, der Pfeiler Europas in dessen Mitte zu sein. Wenn dieser Pfeiler stürzt oder, wie heute, selbst gespalten ist, dann geraten die Völker am Rande ins Unglück. Das war die Sorge des christlichen Epimetheus.

Im »Kaiserlichen Liebesgespräch«, dem deutschen Weihespiel, zwischen Kaiser Heinrich II., dem Heiligen, und seiner Gemahlin, der gleichfalls heiliggesprochenen Kaiserin Kunigunde, hat Weiß seine Vorstellung von der Aufgabe des Kaisers ausgesprochen. Die Szene spielt an einem Juliabend vor der bei Göttingen gelegenen Pfalz Grona, wo der Kaiser am 13. Juli 1024 gestorben ist. Dem Spiel sind die »deutschen Vorstimmen« und die »Ballade von König Heinrich I.«, dem Vogler, angehängt; mit Heinrich übernahm Niedersachsen die deutsche Königskrone. Er befreite das Reich von den Ungarn:

So wuchs das Volk, bis daß es schwieg
 von schweren Träumen,
 der König Heinrich schlug den Sieg
 wie Frucht von Bäumen,
 und schlug den Würfel, den er blutig fand,
 der Ungarn bei Riade aus dem Land.

Die harte Zeit wird neu bestellt
 von starker Klinge,
 wie spät sind doch in aller Welt
 die deutschen Dinge,
 die Burgen stehn wie Stirn von Stirn gespalten,
 nun hallen Stimmen auf und Herzen walten.

Es ist ein tiefer Graben zwischen der Verherrlichung bloßer Macht und den Notwendigkeiten des blinden Gangs der Dinge, dessen Sinn sich erst später ergibt, ähnlich wie die Heilsgeschichte des Alten Testaments Mörder, Ehebrecher, Sünder und Schwache zu Trägern eines nur der Vorsehung offenbaren Verlaufs macht.

Die balladesken, manchmal pathetischen Töne der »Vorstimmen« und der Ballade sind in Weiß' Trauerspiel »Konradin von Hohenstaufen« nicht dramatisch, aber im Spiel und Gegenspiel von Personen gelöst. Auf die Frage, was unter dem »Spiel« zu verstehen sei, wieso die schöne Schöpfung der Erde, wo der Mensch ein Kind der Natur war, durch die politischen Kämpfe die Schönheit nicht verliert, sondern anders wird, wo der Kampf zum Ethos gehört, heißt es:

Weit holt die Schöpfung aus, mit uns zu spielen;
 nah wird das Spiel, bald sich die Waffen spiegeln.
 Drum schließet, was ihr seht, noch nicht mit Namen!
 Ich kann vielleicht ein Morgenbild es nennen,
 den grünen Schild der Erde, blau des Himmels
 erwachten Schild, und morgens ist die Reinheit
 von beiden Schilden wie zwei schöne Frauen.

In Konradin, dem letzten Hohenstaufen, scheint sich noch einmal die Herrlichkeit des Reiches offenbaren zu wollen. Die Geister der großen Sinnfiguren der Vorzeit tauchen auf: Brennus, der Gallierfürst, der sein *vae victis* sprach, Alarich und Geiseric, Witiges und Totila, Karl der Große und Otto der Große, schließlich Heinrich III. und Heinrich IV. mit dem Normannen Robert Guiskard. Sie sind stumme »Bilder«, welche dem Knaben Konradin symbolisch das Schwert hinterlassen, mit dem er kämpfen soll. Konradin scheitert, der strahlende Held geht unter. Es gibt hier Zeilen vom Range H. von Kleists, dessen Ritterstücke um das gleiche Mysterium von Herrschaft und Liebe kreisten. Als der totgeglaubte Anjou gesiegt hat, heißt es:

Der Anjou hetzt, was ghibellinisch ist,
und schmückt mit Martern ihre Todesstrafen.

Weiß wollte eine dramatische Dichtung über Theodorich den Großen schreiben, den ersten germanischen Kaiser von Weltwirkung. So wie Konradin am Ende, so steht Theodorich am Anfang des mittelalterlichen Reiches. Bei den Vorarbeiten stieß er auf Boethius und die *Consolatio philosophiae*. Er übertrug die eingestreuten Gedichte.

Boethius, römischer Staatsmann und Katholik, gewann das Vertrauen des Ostgotenkönigs Theoderich in Ravenna, verlor es aber wieder und wurde gefangengesetzt. Im Gefängnis schrieb er die »Tröstung«. Boethius erscheint, wie J. Pieper aus einem Brief von Weiß mitteilt, »im . . . elegischen Anschauen der Sterne und der untrüglichen Gewißheit des umschwingenden Weltkreises« als klassischer Mensch der Antike, welcher »Blindheit« vermeiden will, es aber nicht kann. Obwohl Boethius Christ ist, tauchen in seiner »Tröstung« keine christlichen Motive auf. Gerade deshalb hat sich Weiß für ihn interessiert: Er ist eine Gestalt der »Blindheit« eines abgelaufenen Zeitalters, der den Sinn des Neuen, die Zeichen und Bilder der Zeit nicht verstehen kann. Der germanische Stammesfürst hat die Zukunft, er ist ein »Vorgebot«, ein Vor-Bild des neuen Reiches. Weiß' Übertragung folgt der retrospektiven Wehmut des gefangenen Boethius:

Der Altvordern Zeit war so glücklich:
zufrieden mit treulichen Äckern,
nicht vom Überfluß träg und verdorben,
fand mit Früchten der Eichen man billig
am Abend den Hunger zu stillen

. . .

Da schwieg noch die wilde Trompete,
nicht vom Hasse bitter vergossen
floß Blut in schauernde Äcker.
Was wollte Wut auch und Feindschaft
einst irgend greifen zu Waffen . . .

Weiß' Geschichtsbild war nach dem Modell Dantes ghibellinisch, also kaiserlich-hohenstaufisch. Dante erwartete vom Kaisertum die Wende der zeitlichen Not. Die mittelalterliche Stilisierung der Weißschen Dramen erinnert an Goethes Faust II, wo

das Reich in desolatem Zustand die Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit hervorruft. Weiß ist freilich kein romantischer Dichter; einer auf Sehnsucht gründenden Träumerei ist er fern. Als Dichter kann Weiß von sich sagen und durch die grammatische Inversion hervorheben:

ich bin erkoren,
und sicher hält er, der in mir Gedanke,
mich in der Bahn,
und leise setzt er mir schon Stufen an.

Den »In-mir-Gedanken« erfaßt man in seiner Lyrik. Die Prosa-Dichtungen, im Grunde Traumstücke, bedürfen eines noch tieferen Eindringens in seine Sprache; manche Teile, etwa die ersten vier Seiten vom »Sinn des Goldgrundes« (im »Tantalus«), sind so gut wie unverständlich. Weiß liegt hier tatsächlich »auf dem bohrenden Wirbel eines Strudels«. In der Lyrik hingegen bedarf es nach Klärung des frühdeutschen, christlichen und marianischen Welt-Bildes und seiner Abwehr rationaler Schemata der Neuzeit nur noch der Aufstellung einer Art Tafel der immer wiederkehrenden Worte und Begriffe. Jeder Weißleser muß sich damit befassen, denn sie sind die Organe der Weißschen, und *nur* der Weißschen Dichtungssprache.

Am meisten springen die Negativmetaphern ins Auge: Mangel, Lücke, Stummheit, Blindheit, »Entnommenheit«, Ohnmacht, Spur, Enthaltung (im Doppelsinn des Wortes), Bruch, die Geschichte als Fraktur des »Sinnes«. Das gilt auch für die Natur:

wie bist du schön, in Demut satt,
du zaghaft hohe Eiche!

So kann es etwa in einem Gedicht auf den Pfingstmorgen heißen, wiederum in grammatischer Inversion, mit dem Negativbild vom »Kummer« und der Beschwörung der Fülle von Blüten:

Sie still, da in die Sonne flog,
wie Schnäbel sich zum Öffnen bog
als wie von Vogelscharen
die Knospenbrut, was offenbaren
will sie, die winterlängsten Kummer sog,
ihn lichtwärts trug als dunklen Strom:
Ich bin nicht eine, bin der Dom
der Dinge, irdisch wahren.

Verssprung, Echo, Satzbrechung, freieste Stellung der Satzglieder und der sozusagen metaphorische Schluß von Blütenfülle auf die Schöpfung –: all das benützt Weiß in einem ganz ungewöhnlichen Sinne, mehr als Rilke, mehr als Däubler, und in einer jugendlichen Beweglichkeit von Grammatik und Syntax, wie sie gelegentlich, aber mit geringerem Glück, Rudolf Borchardt unter Berufung auf die gleichen troubadourischen Modelle versucht hat. Daher kommt bei Weiß der »Ton« der Vorzeit und ihrer Frische. Er greift das Wächterlied, den Leis und die Ballade des Minnesangs auf und gibt ihnen die Musikalität von Tanzliedern zurück.

Das Echo wurde als Gegensatz zum ursprünglichen »Schöpfungslaut« erwähnt. Ähnliche Kontrastbildungen sind »Stummheit, die noch alle Rätsel weiß«, die »Spur« des Ewigen; das »blinde Geschöpf« ist habituell, und die »Trockenheit« der Erde wartet auf den Regen. Ein »wahlloser Arbeiter« ist jemand, der Lohnarbeit verrichten muß, etwa der Bahnarbeiter in »Harpyie«. Dann ist, nach Matthäus, die Rede von der »Nacht der Jungfrauen«, auch von den »törichten Jungfrauen«, vom Geheimnis des leeren Grabes. Mit einem von Jean Paul geprägten Begriff gibt es eine Rede des toten Christus. Die *Immaculata* ist nicht nur marianischer Titel, sondern Mangelwort mit positivem Sinn: Das Unbefleckte. Dazu kommen zahlreiche Worte der frommen Erziehung und theologischen Bildung: Einkehr, Bittgang, Geist über den Wassern, Menschwerdung, *Ave crux*, der Sohn, der Drache, der Logos. Das Kirchenjahr wird im »Sinnreich der Erde« variiert: Advent, Ostern, Karfreitag, Weißer Sonntag, Pfingsten. Dann wieder Worte, die der Christ als religiöse Metaphern versteht: Kreuz, Blut, Brunnen, Schnitter, Ähren, *Epheta*, Kelch, Morgenstern, das Saatkorn, das Lamm, ferner die biblischen Gestalten beider Testamente und die Apostel in ihren Symbolbedeutungen, vor allem Petrus und Judas. Die Metaphorik der geistlichen Gedichte, vor allem in der »Cumäischen Sibylle«, ist ungemein dicht und tief; sie beruht wie Annette von Drostes »Geistliches Jahr« auf einer über das Sagen hinausgehenden, man möchte sagen traumhaften Gewißheit. Weiß' Dunkelheit geht auf mystische Worterfahrungen zurück, aber sie hellt sich, in Immer-wieder-Hören und -Lesen, so auf, daß sie sich dem Gehör einspült und eher sinnlich als vernünftig ergriffen wird:

Was im einzelnen gefügt
Wort ist und nicht mehr kann rücken,
daß es nicht im ganzen trägt,
geh du fort auf Traumes Stücken –

nein, der Sinn versinkt wie Traum
in dem auferwachten Tage,
und du suchst im ganzen Raum
endlos deine eigne Sage.

Die Gewißheit des Traums ist intensiver als die der Wachheit, aber sie ist schwer zu fassen und zu bewahren. Darum hat Weiß der singende Vogel entzückt, weil er, jenseits von Willen und Denken, ahnungslos hervorbringt, was dem Menschen im »Kern« nie erreichbar ist, die Seligkeit des Genusses im Lied:

Eine volle Kehle spannt
ihr fast gurgelndes Berücken
hell doch und ein Widerzücken
wirft sich kecker an den Strand . . .

Solche Dichtung weiß mehr und Gewisseres über den Menschen als die Ratio. Sie erfährt sich, so sprechend, als ein den Kern umflutendes Medium. Wir wissen, als Kreaturen, nicht, was der Creator weiß und meint, aber wir ahnen es, und das Gedicht spricht verdachtweise, in einer »fließenden Ausdrucksornamentik« (Kemp) aus,

was in »einem traumartigen Gesetz der Ineinanderschlingung« (Weiß) zum Ausdruck kommt. So in dem abgründigen »Mann aus Erde«:

Dem alles nur im Geist geschah,
 du meinst, die Grenze sei so nah,
 dein armes Sein in Gottes Licht zu zücken,
 du unlösbarer Zeitvertreib,
 du mußt, o unverklärter Leib,
 den Stein erst überm Grabe rücken.

Nun überfällt die Seelenangst
 dich wieder, daß du stockst und bangst,
 zurückwillst zu der Markverwesung Schmerzen,
 Verjüngter du in dem Gericht
 des Wortes, werde Fleisch, dann bricht
 die Ader ein zum ewgen Herzen.

Hier merkt man, warum Weiß sagt, die Sprache dürfe nicht zum Mitteilungsmittel herabgewürdigt werden, sie müsse ein *Infandum* in sich weitertragen. Worte und Bilder können den Sinn des Seins suchen. Ein »Bild der gespiegelten Schöpfung« ist unser Dasein. Weiß benützt hier ein Wort von Paulus. Daher die Vergleiche des Seins mit dem Wasser, dem Fluß, dem Fließen, dem Werden, der Bewegung, welche unsern »Mangel« im Verhältnis zum »Kern« bezeichnen. So meinten es die Minnesänger und Wolfram von Eschenbach, so noch Brentano und die Droste. Was Weiß der modern religiös gemeinten Kunst vorwarf, hat er Desiderius Lenz, dem Meister der Beurerer Schule, vorgehalten: Sie sei doch nur, mit blassen Mitteln, eine Mitteilung religiöser Gehalte in der Sprache nichtreligiöser Kunst. Diese Kunst bringe Vollendung, die sie doch nicht geben kann, auch nicht im Schönen. Tragen nicht wir alle das »Wappen Adams« und den Fluch? Wir spüren in uns ein Bild, vor dem wir zugleich Bangnis empfinden. Sichtbar wird es am ehesten im Kind und einer reinen Frau. Es ist nämlich so: »Der Unterschied ist die Hauptsache.«

In der unvollendeten Versdichtung »Largiris« hat Weiß, das erste Kapitel des Johannesevangeliums meditierend, eine marianische Betrachtung des Menschen und seiner Geschichte entworfen. Der Mensch sei nicht aus dem Blut (sondern aus Wasser), nicht »aus dem Willen des Fleisches«, sondern rufend empfangen, in Demut und Gehorsam. Aber auch ein Wort Bismarcks steht hier: »Nicht richten, sondern politisch handeln.« Wäre diese Dichtung vollendet, hätten wir vermutlich den Entwurf einer Geschichts- und Existenzphilosophie aus dem wahren, unvermischten und reinen Geist des Christentums – und nicht jenes Paktierens mit der bürgerlich-liberalen Aufweichung, die Weiß vergebens, als Irrtum wahren Sich-Erkennens, wenn sein Dichten einen Sinn haben sollte, dem modernen Bewußtsein einzubrennen suchte.

Das Marianische, Maria als Ahnende, als Magd, als Krippe des Heils, als Duldende und Pieta, als reine Magd und Frau (*Immaculata*) und das, mit Worten H. von Kleists, »holde Geschöpf«, die Rose und *Mater dolorosa*, schmerzhaftes Mutter und Gebärende – dies Marianische hat Weiß immer wieder besungen und mit Bildern, Wortbegriffen (*Conceits*), Echos, Reimen und Assonanzen in die Schrift (»Fraktur«)

gebracht. Vielleicht am schönsten und reifsten in »Die Flucht nach Ägypten«, aus dem »Herz des Wortes«, mit den traumhaft unergründlichen Zeilen des Refrains, den Maria dem Josef leise vorsingt:

Angezündet schwamm die bange
Sonne überm Land,
um das Auge brach der Zange
dunkler heißer Rand,
Joseph hob die müde Hand:
»Wie ein Meer«, doch sterbend leise
sang Maria diese Weise:
Kummerlos steht die im Hoffen
unerschrockne Rose offen.

Mit dem Zügel dieser Stimme,
die so innig sprach,
reiner nur im heißen Grimme
nun und nimmer brach,
seinem fernen Ziele nach
zog er fort, im Ohr die Speise,
die Maria sang, die Weise:
Kummerlos steht die im Hoffen
unerschrockne Rose offen.

Wenn ein Dichter solche Zeilen findet, überkommt den Leser ein »fast gurgelndes Berücken«. Man muß hinhören und sich hingeben. Es gibt bei Weiß Hunderte von solchen Zeilen und Strophen. Sie tauchen wie aus dem Nichts auf, bisher ungesagt und ungehört, etwa in »Largiris«: »Die Zeit, der Schoß der Unkraft, trägt Geschöpfe gern«, oder: »Johanna d'Arcs Kommunion der Zeit brach ein«. Wie bei jedem großen Dichter reden solche Sätze aus sich selber; sie haben ihren Sinn im Wortlaut und tragen ihn auch dann, wenn sie jede Mitteilung übersteigen. Daß das Letzte unsagbar bleibt und alles Sagbare einen »Mangelsinn« hat, begründet Weiß gelegentlich mit einem Satz, der erschrecken kann; aber er wiederholt schließlich nur, was seit je eine Erfahrung der Mystiker war: »Den einen und ersten Gedanken, den Gott nicht hergegeben hat – er müßte denn selbst nicht sein – kann die Menschheit nicht ersetzen – sie müßte anders das Heilmittel ihrer eigenen Welt sein.« In seinem Kinderbuch »Die kleine Schöpfung«, das freilich ein Kinderbuch ist wie Brentanos Märchen, eine Spiegelung des geschaffenen Kosmos, stehen die Zeilen:

unsre ganze Kreatur
wandert in der Fremde nur.

Weiß ist ein schwieriger Dichter und ein dunkler, und das hat seine Gründe im »Mangel« der Sprache gegenüber dem Unsagbaren, dem *Infandum*, von dem sich das lateinische Wort für *infans*, das Kind, ableitet. Weiß hatte die Vollendung eines genialen Kindes. Flaskamp überliefert eine scherzhafte Bezeichnung für den körperlichen

und geistigen Riesen Konrad Weiß, er nennt ihn »zweistöckiges Christkindl«. Franz Blei erklärte Weiß als Ideal eines Dichters im Sinne Mallarmés, den er bei weitem überrage; er besäße »vollendete Unverständlichkeit«. Paul Adams, der nächtelang über Weiß' Gedichten meditieren konnte, schrieb nach dem Tode an Dr. Schranz, Weiß sei ein Heiliger gewesen, ein Engel des guten Rats.

Solche Prädikate werden verständlich, wenn man einen Blick auf die Zeitgenossen wirft, die parfümierte Larmoyanz eines R. M. Rilke, den Hochmut Stefan Georges, die Bitterkeit Robert Musils und die Trauer Hugo von Hofmannsthals. Dahinter stand die Verzweiflung, entwürdigend und einengend, über die sie bei ihren Abneigungen nicht hinwegkamen. Konrad Weiß verlor sich nicht daran. Bei allem Ernst seines Wesens war er heiter und gelöst. Er gab sich nicht hin an jene *Acedia*, die säuerliche Reaktion und Verdrossenheit, die im Mittelalter als Sünde galt, und er wußte, nicht weil es ihn gelehrt worden war, sondern aus dichterischer Gewißheit, daß hinter allen Brüchen und Kümernissen eine Harmonie stand, wie auf den Karfreitag ein Ostermorgen folgt. Seine Dichtung ist deshalb »groß«, weil sie nie ganz aufgeschlüsselt werden kann, nie banal ist und eine nährnde Speise für den Leser bleibt. Der heilige Ambrosius sagt in einer Hymne: »Laeti bibamus sobriam ebrietatem spiritus«: Freudig laßt uns trinken den nüchternen Rausch des (Heiligen) Geistes. In aller modernen Lyrik ist der rationale Zusammenhang der Bilder und Begriffe aufgegeben. Aber bei Weiß hat der Verzicht den Charakter der Freude.